



## «ICH DACHTE SCHON, SIE WÄREN EIN BÄR»

Montag, 11. Juli 2022 – Sooke Mountain (Kanada) Grass Lake

48.446091,-123.679156

Um ein Haar hätte ich vor Schreck meine Kamera fallen lassen. Dabei war da lediglich ein Räuspern – eindeutig menschlichen Ursprungs. Aber nach drei Stunden, in denen ich über Moose, Steine, Farne, gefallene Baumstämme durch dichten Wald gestiegen bin und dabei stets übertrieben laut gesprochen habe, um bloß keinen Bären bei der Siesta zu überraschen, hat sich offenbar eine gewisse Grundnervosität in mir eingerichtet. Zu Beginn plapperte ich einfach irgendwelchen Nonsens, um möglichst viel Lärm zu machen, die Tiere vor mir zu warnen. Mit der Zeit aber bekamen meine Selbstgespräche immer mehr Sinn. Und schließlich hatte ich das Gefühl, tatsächlich mit jemandem zu reden, wurde ich mir selbst unversehens zum Wandergefährten.

Jetzt stehen wir, stehe ich am Ufer des Grass Lake, der auf einem Plateau über Sooke liegt, einem

verschlafenen Städtchen im Süden von Vancouver Island. Ich lasse mich von der Sonne trocknen und versuche gerade, eine Biene auf einem Weidenröschen zu fotografieren. Ich habe nur selten Lust zu baden und deswegen habe ich gar nicht daran gedacht, mir ein Tuch mitzunehmen. Als ich dann jedoch, leicht überhitzt, an den Rand dieses Bergsees mit seinem dunklen, golden schimmernden, völlig sauber wirkenden Wasser gelangte, musste ich einfach hinein hüpfen. Da ich den ganzen Tag lang keiner Menschenseele begegnet war, dachte ich gar nicht daran, mir wegen der fehlenden Badehose Gedanken zu machen. Ich hatte andere Sorgen, die Bären nämlich, an denen vorbei ich nachher wieder zurück ins Tal würde wandern müssen.

Auf Vancouver Island soll es ja die dichteste Schwarzbären-Population von ganz Kanada ge-





ben. Nicht zuletzt auch wegen des Lachses, der sich vor allem ab August massenweise die Flüsse hochkämpft, um den Laich abzuwerfen und dann zu sterben. In einer Pfütze am Rand des Charters River habe ich zwei mächtige Fische gesehen, die mit der Seite nach oben, leicht aufgedunsen ganz langsam durch das trübe Wasser glitten. Es war ein seltsamer Anblick, denn durch die Bäume hindurch drangen Sonnenstrahlen in den kleinen Pfuhl und umgaben die toten Schuppenkörper mit Schimmern in allen Farben des Regenbogens und einem so sprühenden Funkeln, dass sie wie kostbare Schmuckstücke wirkten. Ich habe Bilder von Teichen gesehen, in denen die Lachse zu Dutzenden mit dem Bauch nach oben durchs Wasser trieben – zu Tode erschöpft von ihrem Leben in den Weiten der Ozeane und ihrem finalen Einsatz für die Reproduktion.

Die Quelle des Räusperns, das mich so erschreckt hat, ist ein etwa sechziger Mann mit scharf geschnittenen Zügen und schulterlangen grauen Haaren. Er hockt keine fünf Schritte von mir entfernt neben einer kleinen Douglasie und einem Huckelberry-Strauch am Boden – genau da, wo sich eben noch eine wunderschöne, gelb-schwarz gestreifte Natter in der Sonne geräkelt hat. «Kein

Empfang», schimpft er und drückt mit seinen großen Händen gereizt auf dem Bildschirm seines Smartphones herum: «Warum habe ich hier keinen Empfang?» Ich lege schnell meine Kamera auf einen Stein, quäle mich in die Hose, der Stoff klebt an der nassen Haut, rupfe mich in mein Shirt.

«Ich dachte schon, Sie wären ein Bär», sage ich und versuche ein freundliches Gesicht zu machen.

«Ich bin kein Bär, ich bin T'sou-ke. Mein Volk lebt hier schon seit vielen Hundert Jahren.»

«Oh, dann gehören sie zu dem Stamm, nach dem hier alles benannt ist. Der Berg, der große Fluss, das Dorf am Meer, die Bucht, der Hafen ...»

Er stößt ein Brummen aus, das genauso Zustimmung wie Missbilligung ausdrücken könnte.

«Leben Sie in einem der Reservate, die ich auf dem Stadtplan gesehen habe?»

Wieder ein Schnauben. Vielleicht hätte ich nicht von «Reservaten» sprechen sollen, das klingt ja auch ein wenig nach Anstalt oder nach Tierpark. Tatsächlich aber sind mir gestern auf dem Stadtplan von Sooke zwei blaue geometrische Formen aufgefallen, die mit «T'sou-ke Nation» angeschrieben waren, zweifellos Reservate. Ich habe mich gewundert, dass in diesem «Nationen» keinerlei Strukturen eingezeichnet sind, als gäbe es in der





Reservaten weder Straßen noch Wege noch Häuser. Ich erzähle dem Mann von meiner Beobachtung und frage ihn, warum das so sei. Er drückt wieder mürrisch auf seinem Telefon herum und schaut mich dann plötzlich ganz direkt aus den Tiefen seiner dunklen Augenlöcher an. Nun habe ich erst recht das Gefühl, ich hätte etwas völlig Deplatziertes gesagt.

«Warum wollen Sie das wissen?»

«Nun, ich finde es etwas seltsam, ich meine sonst sind ja alle Wege und Gebäude ganz genau ...»

«Eben, es geht niemanden etwas an.»

«Ok, klar, das kann ich gut verstehen.»

Jetzt fällt sein Blick auf meinen Rucksack, der zwischen uns am Boden steht. An einer der Schulter Schlaufen habe ich eine große Feder festgemacht, auf die ich vor ein paar Minuten fast getreten wäre. Ich hoffte, sie stamme von dem Steinadler, den ich mehrmals über dem See habe hin und herfliegen sehen und der sich immer wieder in meiner Nähe ins Geäst eines toten Baumes setzte, um bedeutungsvoll auf mich herunter zu starren.

«Eine schöne Feder, nicht wahr? Die habe ich eben hier gefunden.»

«Sie dürfen die nicht berühren», sagt er, und ich glaube, jetzt schaut er mich richtig böse an:

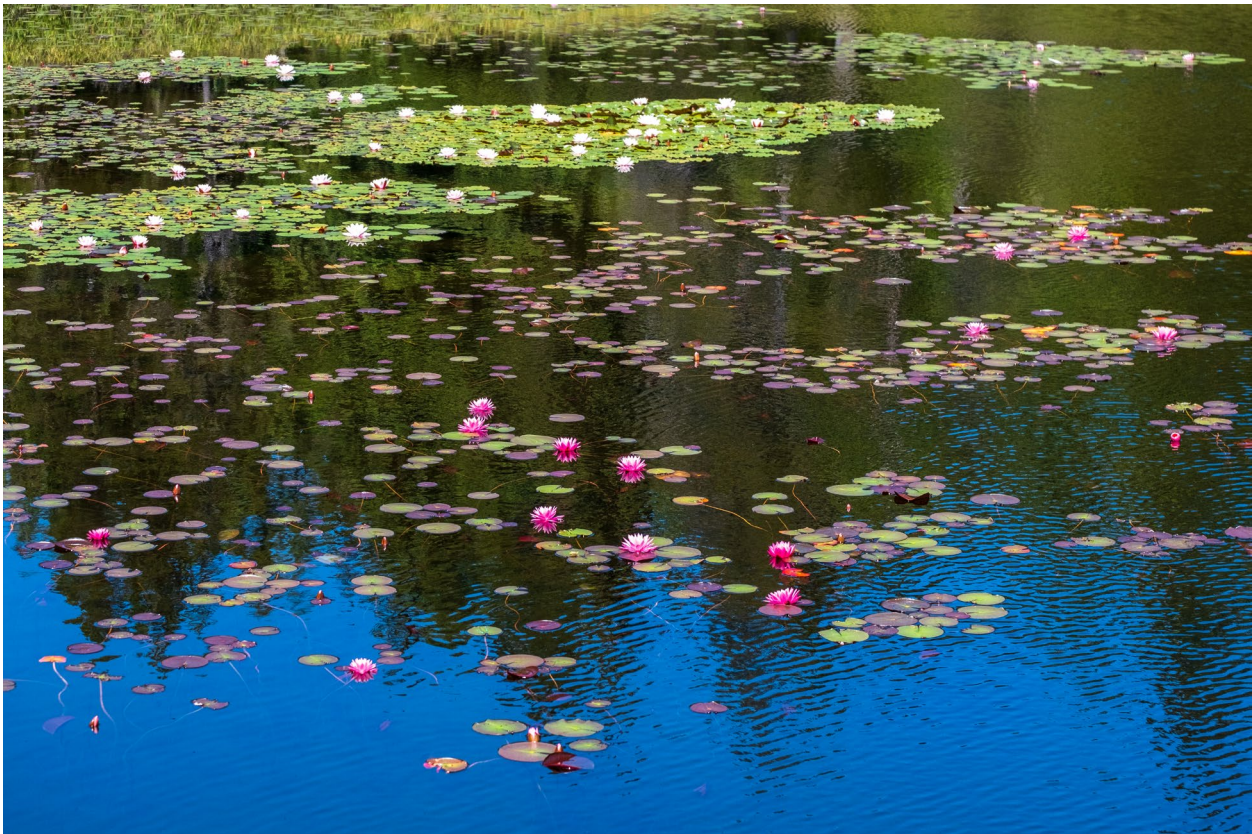
«Das dürfen nur wir.»

«Nun, jetzt ist es schon passiert», sage ich trotzig, nehme meiner Kamera wieder auf, nicke in seine Richtung und wende mich wieder dem See zu.

Das Knurren des grauen Griesgrams, seine Augen, die mich aus düsteren Höhlen heraus unfreundlich anschauen, irritieren mich ein wenig. Er gibt mir das Gefühl, ich hätte eine Dummheit begangen oder hier einfach nichts zu suchen. Ob er wirklich ein T'sou-ke ist? Das kann schließlich jeder behaupten. Und überhaupt: Würde das irgendetwas erklären? Verbessern? Bisher waren die Leute hier überall nett mit mir. Gestern hat mir eine junge Bedienstete in einem Hamburgerrestaurant an der Route 14 sogar meine zwei Gläser Cola offeriert. Ich habe sie gefragt, warum Sie das tut. «Einfach so», hat sie gesagt und wirklich entwaffnend gelächelt: «Maybe it's the nice thing of he day.»

Ich mache ein paar Fotos, atme betont tief durch meine Nüstern ein und versuche so auszusehen, als würde ich mich ganz auf die Schönheit der Landschaft konzentrieren – auf den Zauber dieses Sees, der wie ein blau, schwarz und silbern geflecktes Band zwischen den dunklen Douglasien, den krüppelig wachsenden Riesenthujas und Hem-





locktannen liegt, umsäumt von flaumigem Ufergras. Ich kann das andere Ende des Gewässers von meinem Standpunkt aus nicht sehen. Wie schon vor meinem Bad hämmert ein Specht laut und stur gegen einen Stamm. Das Schnabelhacken klingt ganz anders als bei den Spechten in Europa, eher erinnert es an das schwere Knarren eines alten Baumes im Wind. Für meine Ohren ungewohnt ist auch das Flügelrascheln der schwarz-weiß gemusterten Libellen, die sich den Luftraum über dem Wasser mit gelb und schwarz gestreiften Riesenfaltern teilen. In Ufernähe blühen kleine Seerosen in Magenta, Rosa und Neapelgelb, umrankt von Blättern, die so fleischig, frisch und sauber wirken, dass man hineinbeißen möchte. Ab und zu schießt ein Fisch aus dem dunklen Wasser, wird kurz als silberner Peitschenschlag über der Oberfläche sichtbar, knallt mit lauten Klatschen wieder hinein. Alles wirkt friedlich, auch das Lüftchen, das die Gräser und Büsche dann und wann leicht erzittern lässt und die Hitze dieses Nachmittags elegant verbläst.

Erst jetzt fällt mir auf, wie stark es nach Currypulver und nach Honig riecht. Der Duft ist so herr-

lich sommerlich, stimmt mich auf einen Schlag so feierlich, fröhlich, frisch, dass ich beschliesse, nochmals einen Anlauf zu nehmen. Ich zwingen meine Lippen ein Lächeln auf, ringe ein freundliches Summen aus meiner Kehle und kehre mich um: «Ich bin schon froh, dass Sie kein Bär ... »

Doch da sitzt niemand mehr am Boden. Der Mann ist weg. Ich habe überhaupt nicht gehört, wie er aufgestanden ist. Verdammt, vielleicht hat er ja ... doch nein, mein Rucksack steht immer noch da, alle Reißverschlüsse sind zu. Nur die Adlerfeder ist verschwunden. Kaum zu glauben, dass ich das gar nicht mitbekommen habe. Vorsichtig nähere ich mich der Stelle, wo der T'sou-ke eben noch saß. Einen kurzen Moment lang bin ich fast sicher, dass sich am Boden jetzt wieder die gelb-schwarze Schlange kringeln wird. Doch da ist nichts. Zum Glück! Dann bemerke ich ein paar dunkle Haare an den unteren Zweigen eines Huckleberry-Strauchs. Doch die stammen sicher nicht von dem Mann – und natürlich auch nicht von der Schlange.

Dieser Text erschien erstmals am Samstag, 20. August 2022 in der Neuen Zürcher Zeitung, S. 54.